

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Von 1906 bis 1926 in der deutschen Südwest-Ecke

Gugelmeier, Erwin

Karlsruhe, [ca.1939]

Die Stabilisierung

[urn:nbn:de:bsz:31-324231](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324231)

Die Stabilisierung.

Wie einer der Luftballone, die auf dem Jahrmarkt in der Turmstraße oder am Zebel-Park von den Kindern so gerne gekauft wurden, war die Wirtschaft durch die Inflation aufgebläht. Und als im November 1923 die Rentenmark kam, schrumpfte sie ebenso zusammen wie ein solcher Ballon, wenn eine Nadel ihn trifft. Helfferich und Schacht, Luther und andere brachten das Kunststück fertig. Aber spät genug war es geworden. Der Ruhrkampf war gewonnen — der Franzose räumte das Feld. Doch am Boden lag das Opfer, ein wertvoller Teil des deutschen Mittelstandes. Der Inflationsgeist richtete noch jahrelang Verwüstungen in der Wirtschaft und Gesinnung der Menschen an.

Man muß sich klarmachen, was es für das ganze Volk bis zum Schulkind hinunter bedeutete, wenn im Oktober in den Läden Butter und Brot nach Hunderttausenden, Millionen und Billionen Mark gehandelt wurden, und jetzt plötzlich nach Pfennigen. Welches andere Volk als das deutsche hätte diese Kalt- und Warmwasserkuren seelisch ausgehalten, welches auch nur rein rechnerisch die Umstellungen so ohne weiteres fertiggebracht? Dabei bot die aufreizende Tatsache, daß einige es verstanden, sich zu bereichern, immer noch Grund genug zu Mißstimmung. Besonders spekulierten

manche mit Krediten, die dann infolge der Geldentwertung ihnen keine Sorgen mehr zu machen brauchten. Auch die Banken hatten die Lage nicht überblickt. Sie suchten sich durch einen hohen Zins gegen Ausnützung zu schützen, aber der Zins hinkte doch immer hinter dem rasenden Tempo der Geldentwertung her. Schließlich wurde der Zins, statt als Jahreszins, erst für den Monat, dann für die Woche und vom Oktober 1923 auf den Tag berechnet. Man zahlte gegen Ende der Inflation 10 und mehr v. S. Zins für den Tag, also mehr als 3000 v. S. aufs Jahr gerechnet, und das war doch noch zu billig für gewissenlose Spekulanten. Nun, nach der Stabilisierung, war man an hohe Zinsen gewöhnt. Kein Mensch rechnete richtig, und erst allmählich fanden sich Wirtschaft und Volk wieder in der völlig veränderten Lage zurecht.

Für die Finanzverwaltung der Städte brachte die Stabilisierung gewichtige Probleme. Um so mehr Vergnügen machte es uns, das städtische und sonstige Papiergeld einzusammeln und in großen Säcken in die Reichsbank zu bringen, von wo es unter Kontrolle in die Papiermühlen zum Einstampfen kam. Die Staatseinnahmen waren infolge der nach der Inflation betriebenen Deflationspolitik gering. Staat und Gemeinde mußten Arbeitskräfte abbauen. Infolge der vom Ausland hereinkommenden Gelder, namentlich als der Dawesplan dies erleichterte, fing dagegen in der Wirtschaft eine Scheinblüte an, durch die einzelne Werte stark in die Höhe gingen. Die durch Krieg und Inflation zusammengeschmolzenen Warenlager mußten in den notwendigsten Bedarfsartikeln wieder ergänzt werden, damit das Volk sich Wäsche, Schuhe, Kleider usw. kaufen konnte, was alles seit Jahren ja kaum mehr zu beschaffen war. Die Aktien der Fabriken stiegen daher und verlockten zur Spekulation.

Alles begann zu spekulieren, um die kärglichen Tageseinnahmen durch Börsengewinne zu vermehren. Die Grenzlage der Stadt begünstigte diese Entwicklung in besonderem Maße. Die Großbanken gründeten, wenn sie noch keine Filialen in Lörrach hatten, in der Stadt Niederlassungen. Außerdem machte eine ganze Anzahl von Privatbanken ihre Schalter auf, und es wurde im Herüber und Hinüber an der Grenze eine Menge Geld verdient. Es war infolge dieser Konkurrenz nicht allzu schwer, von einer der Banken Kredit zu bekommen und mit dem fremden Geld auf dem Aktienmarkt zu spekulieren. Dieser Zauber zerstob bald ebenso schnell, wie er gekommen war. Und die „erworbenen“ Reichtümer zerbrachen meist noch schneller, als sie errast waren. Der Spekulationsgeist, der über dem Lande lag und seine Sumpfb Blüten zum Entfalten brachte, war ein Fiebertraum, der den Zauch der rauhen Wirklichkeit nicht ertrug. Die letzten Reste fraß meist die Kreditkatastrophe von 1931.

Die Gemeinden durften Auslandsanleihen nur ausnahmsweise und mit Genehmigung einer in Berlin gebildeten Kommission aufnehmen. Da ich seit einigen Jahren Vorsitzender des Badischen Städtebundes war, hatte ich solche Anträge badischer Städte öfters in Berlin zu vertreten und sah, wie schwer es war, auch nur kleine Beträge für die Städte frei zu bekommen. Dagegen konnten die Banken ungehemmt Auslandsdarlehen aufnehmen und sich kurzfristig verschulden, soviel sie wollten. Das war zwar ein gutes Geschäft für die Banken. Für die Nation aber wurde es zum Unglück, als die Auslandsgelder 1931 zurückverlangt wurden. Das Reich mußte für die Banken einspringen. Hätte es vorher die sinnlose Verschuldung in gleicher Weise verhindert wie die der Gemeinden, so wäre Deutschland viel erspart ge-

blieben. Aus dieser bitteren Erfahrung ergab sich die Erkenntnis, daß die Allgemeinheit sich um das Kreditwesen besser hätte kümmern müssen.

Die Verwirrung der Werte beeinflusste auch die Erledigung mancher städtischer Aufgaben. Zwei Beispiele mögen das belegen:

Die Stadt und die beteiligten Gemeinden hatten, wie geschildert wurde, in der Inflationszeit ein neues Ferngaswerk und entsprechende Leitungen gebaut. Das kostete nichts, weil die dafür aufgenommenen Schulden in der Inflation untergingen. Ein Rest war aber nach der Stabilisierung fertigzustellen, und der kostete Goldmark. Auslandsdarlehen genehmigte die zuständige Berliner Stelle hierfür nicht, und Inlandskapital war nicht zu haben. Unmittelbar nach der Inflation war ja das deutsche Kapital ebenso wie die Schulden vernichtet. Als aber (auch aus anderen Gründen) das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt war, wurden die Aktien mit Leichtigkeit untergebracht. Dies war möglich, weil der Inflationsgeist den Spekulationstrieb geweckt hatte und durch An- und Verkauf von Aktien damals leicht Gewinne zu realisieren waren. Deshalb zog die Emission Geld an und ermöglichte die Fertigstellung des Werkes.

Beim anderen Beispiel von der Wirkung des Inflationsgeistes handelt es sich um städtische Bauten. Da das Krankenhaus zu klein war, wurde eine Erweiterung und Aufstockung projektiert. Im Stadtrat aber fiel das Projekt, weil man der Meinung war, man solle lieber einen Neubau in Angriff nehmen. Unter anderem dachte man an ein großes Krankenhaus am Wald an der Rheinfelder Straße. Man gab sich wirklich die Mühe, ein solches Millionenobjekt ernstlich in Erwägung zu ziehen. Angesichts der geringen Kapitaldecke in Deutschland war für eine mittlere Stadt von der

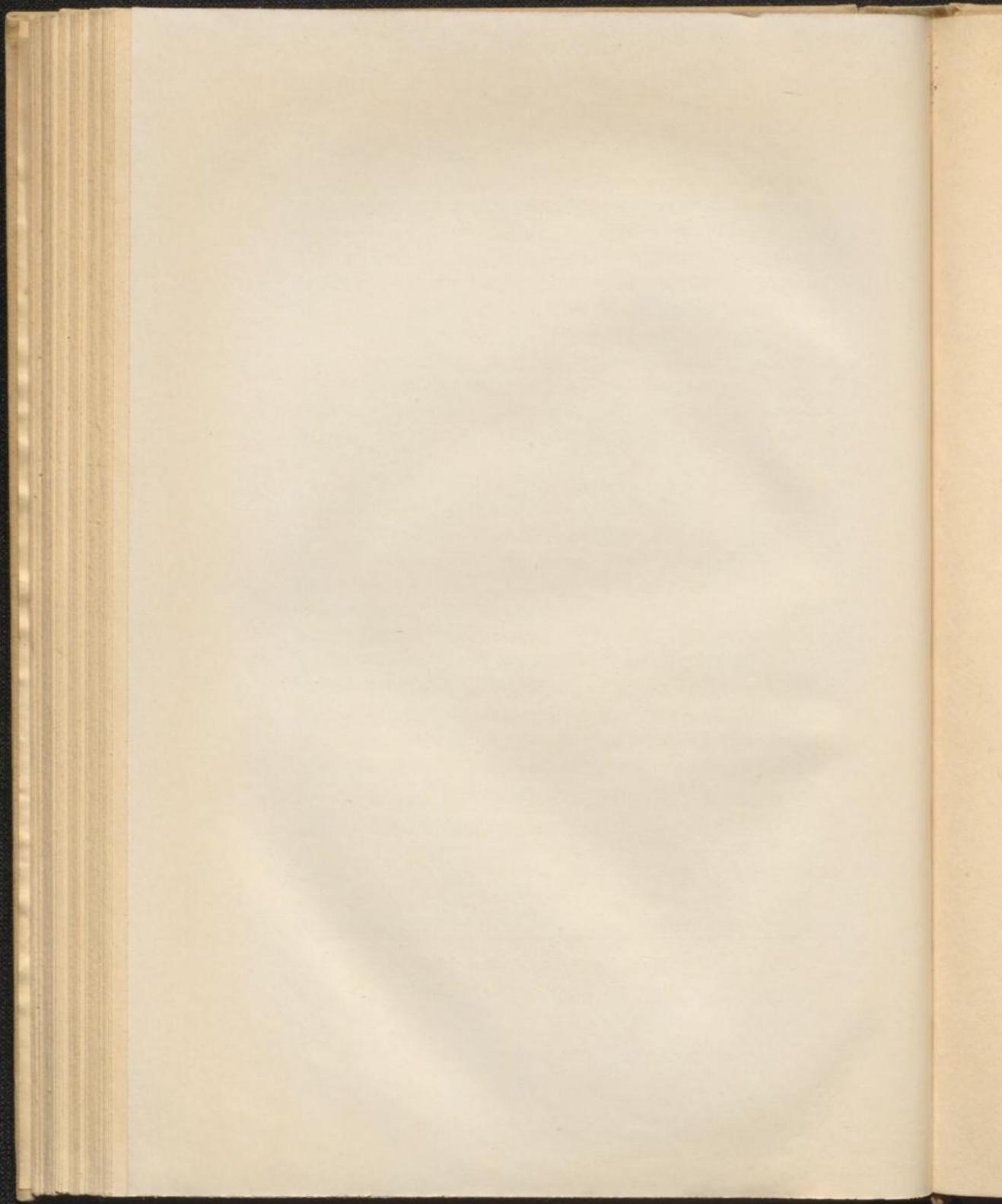
Größe Lörrachs ein solches Unternehmen unmöglich. So unterblieb der Umbau. Das „Bessere“ war der Feind des Guten.

Auch die Geschichte des Rathausprojektes sei in diesem Zusammenhang erwähnt. Am Marktplatz hatte man 1914 das dort stehende sogenannte alte Amtshaus abgerissen und von Professor Gruber einen gut durchdachten Bauplan für das neue Rathaus an dieser Stelle fertigen lassen. Alles war vorbereitet und die Grundsteinlegung auf 1. August 1914 vorgesehen. Am gleichen Tag brach der Krieg aus und machte einen dicken Strich durch diesen und manchen anderen Bauplan. Nach der Inflation nahm man die Idee wieder auf, merkte aber bald, daß auch hierfür keine Anlehensmittel aufzubringen waren. Nun kam man auf den Gedanken, an der gleichen Stelle ein Hochhaus für Geschäftsräume zu errichten und dabei auch einige Stockwerke für die Stadt vorzubehalten. Ein solcher Gedanke eröffne, so glaubte man, vielleicht die Möglichkeit, das Haus durch Aktiengabe zu errichten. Die Stadt sollte maßgebend beteiligt sein. Glücklicherweise aber gab man den Gedanken doch wieder auf. Da für die Staatspolizei Raum geschaffen werden mußte, erwarb man das Favre'sche Anwesen am Bahnhof, legte dort das Rathaus hinein und gab das bisherige Rathaus der Staatspolizei, als sie in die Stadt einzog, gewiß eine bessere Lösung als der Hochhausgedanke, wenn schon natürlich keine ideale!

Wenn auch vieles so nicht gelang, wie man es gerne gehabt hätte, so ist doch manches geglückt. Ein Wöchnerinnenheim, ein Säuglings- und Kinderheim, eine Volkssküche, eine Zerberge u. a. wurden damals geschaffen. Auch die kulturellen und heimatgebotenen Aufgaben wurden gefördert. So wurde das Stettener Schlößchen der Herren von Schönau mit seiner hübschen Wendeltreppe und dem weiten Torbogen erworben und damit für die Zukunft gesichert.



Denkmal für Johann Peter Gebel.
Ein Werk von Professor Gerstel, Berlin.



Besondere Sorgfalt widmete man dem Friedhof. Dort lagen die Soldatengräber in einem abgegrenzten Feld. Man bemühte sich, diesen Platz würdig auszugestalten. Professor Dr. Max Läger, der verehrte Lörracher Landsmann, entwarf den Plan, der in der Mitte ein Denkmal vorsah. Es lag nahe, in diesem Mal derer zu gedenken, die im Felde ihr Leben gelassen haben. Manche glaubten zwar, man müsse ein „Kriegerdenkmal“ in bekanntem Stil in der Stadtmitte errichten, aber nach einigem Hin und Her siegte doch der Gedanke, daß dort draußen, wo die Soldatengräber liegen, im Hintergrund die bewaldete Höhe, der würdige und eindrucksvollste Ort für ein Denkmal zur Erinnerung an den großen Krieg sei. Ein Preisausschreiben brachte nichts restlos Befriedigendes. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß ich während einer Ferienreise mit Professor Strübe, dem Bruder von Dr. Hermann Burte-Strübe, zusammentraf. Am Ostseestrand in Binz wurde die Idee des Denkmals durchgesprochen und festgelegt. Es sollte künstlerisch versinnbildlichen, wie der Krieg die Besten vernichte, sie mitten im Streben und Vorwärtsschreiten zu Boden werfe, wie aber andere die Fahne an sich rissen und unbeirrt der Zukunft zuwanderten, und wie Lebendige und Tote als Volk in einer Einheit lebendig blieben. Diese Gedanken sind von Professor Strübe ergreifend verkörpert worden. Ich kenne wenig Stätten des Gedenkens, die so eindrucksvoll zum Gemüt sprechen wie jene auf dem stillen Friedhof unter dem Zomburger Wald.

Es verdient festgehalten zu werden, daß die Öffentlichkeit mit großem Verständnis den künstlerischen Ideen gefolgt ist, die bei der Denkmalsfrage zur Erörterung kamen. Zwar meinten einige, man solle die beiden Krieger doch in Uniform darstellen. Aber schon die Frage, welche Uniform man wählen solle, schuf Verwirrung. Und man verstand dann auch allge-

mein, daß es sich darum handelte, symbolisch das Allgemein-Menschliche des Gleichnisses auszudrücken. Nur die äußerste Linke war nicht einverstanden. Für sie war der Friedhof nichts anderes als eine Schuttablagerungsstätte, und nach ihrer Meinung sollte man das Geld lieber für Bedürftige verwenden. Gedanken der Pietät, Vaterlandsliebe und Dankbarkeit waren diesen Materialisten unangenehm. Daß zwischen ihren Auffassungen und denen des Volkes Welten lagen, offenbarte nichts deutlicher als die Friedhofsdebatten in den städtischen Körperschaften. —

Krieg und Inflation hatten die Verbindung der Stadt mit der landwirtschaftlichen Umgebung, und auch jene mit Basel, gestört. Vom Handwerk ging der Wunsch aus, durch eine Gewerbeausstellung zu zeigen, was in der Stadt geleistet werde, und so die Umgebung wieder an die Stadt heranzuziehen. Die Stadtverwaltung nahm diesen guten Gedanken mit Eifer auf, und so kam 1925 eine Gewerbeausstellung zustande, die dem städtischen Handel und Wandel alle Ehre machte.

Man hatte das Realschulgebäude mit den Erzeugnissen des Gewerbesfleißes gefüllt. Auch eine kleine Kunstausstellung heimischer Künstler war eingefügt. Das schöne, ehemals Favre'sche Gut Rosensfels war als Vergnügungspark mit lauschigen Spazierwegen und kleinen Musterhäusern dazu genommen worden. In einem Naturtheater im Park wurde der „Sommernachtstraum“ u. a. aufgeführt. In einem großen Zelt fanden allerlei Veranstaltungen und Konzerte statt. Das Ganze zeugte von dem ungebrochenen Lebenswillen der Heimat und stand auf bemerkenswerter Höhe. Manche wesentlich größere Veranstaltung kann den Vergleich mit dieser heimischen nicht halten. Besonders erfreulich war der herzliche,

heimatliche Ton, der die zahlreichen Besucher von Stadt und Land zusammenhielt.

Zwei besonders gelungene Feiern anlässlich dieser Gewerbechau seien hervorgehoben: Der Baslertag am Anfang und der Marktgräflertag am Schluß der Ausstellung.

In einem schönen, warmen Sommersonntag kam das offizielle Basel zur benachbarten deutschen Stadt: Regierungsvertreter, die Universität, die Innungen mit ihren Fahnen und viel Volk. Zusammen mit den Lörrachern zogen sie im Festzug durch die Stadt. Auf dem Marktplatz begrüßte man sich durch Ansprachen, wobei der Basler Vertreter, Regierungsrat Imhof, herzliche und gute Worte für die Freundschaft beider Städte fand. Dann ergoß sich die Menge in die Ausstellung und die Gaststätten der Stadt. Am besten hatten offenbar den Lörrachern die beiden Amtsdienere gefallen, die in ihren langen schwarz-weißen Talaren mit dem schweren Stab in der Hand und den Insignien der Stadt Basel dem Zuge voranschritten. Auch unsern Rathausboten hatten wir in ordentliche Montur gesteckt, und er konnte sich vor den Baslern einigermaßen sehen lassen. Der Wert und die Bedeutung von Symbol und Tradition wurde da auch dem Einfachsten wieder deutlich.

Zum Marktgräflertag waren die Festvorbereitungen für den Umzug von den Landgemeinden getroffen worden. In der wilden Zeit des ersten Jahres nach dem Kriege hatten sich die Bauern einmal in der Stadt zusammengefunden, um zu zeigen, daß neben den Arbeiterinteressen auch andere nach Geltung strebten. Damals war nach einer Versammlung der Bauern im Realschulhof ein marxistischer Stoßtrupp aufgetreten und hatte die Bauern verjagt. Seither hatten sie sich nicht mehr in der Stadt versammelt. Inzwischen hatte sich aber die Bedeutung der Landwirtschaft als der Ver-

forgerin der Städter beim Generalstreik von 1923 eindrucksvoll offenbart. Nun sollte ein Strich unter das Vergangene gezogen werden. Der Marktgräflertag galt einer friedlichen Kundgebung der Bauern in einer Stadt, die jetzt alles tat, um die Leute vom Lande freundlich und gastlich in ihren Mauern aufzunehmen. Man wollte, daß von nun an wieder, wie früher, von einem Gegensatz zwischen Stadt und Land nicht mehr gesprochen werde und daß man sich als unlösliche Glieder eines Volkes fühle.

Jede der Landgemeinden hatte einen oder mehrere Wagen für den großen Umzug ausgeputzt. Da sah man Winzer ihre Kelter und Trotte bedienen, man sah die alten Webstühle, Milchwirtschaft, Viehhaltung usw.: Alles, was die Bauernschaft zeigen konnte, zog in buntem Wechsel auf geschmückten Wagen durch die Straßen der Stadt. Auch historische Gruppen (z. B. die Inzlinger als Freischärler mit wilden Gesichtern und Zahnsfedern auf dem Hut) fehlten nicht. Die alte, geliebte Armee zeigte ihre Uniformen, Rekruten mit farbigen Bändern am Hute sangen und jubelten — kurz ein Querschnitt durch unser Volksleben wurde gezeigt, wie er schöner und erhebender trotz der einfachsten Mittel nicht denkbar war.

Mit den Veranstaltern des Marktgräflertages wurde manch guter Schoppen geleert und die Freundschaft von Stadt und Land lebhaft gefeiert. Für die Basler aber ließ die Stadt durch Professor Strübe in Berlin eine farbige Glascheibe zur Erinnerung an den „Baslertag“ und zum Dank für manche freundlichbarliche Hilfe entwerfen. Sie hängt im Basler Rathaus im Vorzimmer des Ratsssaales gegen den Marktplatz zu, und ist ein schönes Schmuckstück mit ihren tiefen leuchtenden Farben.

Man hatte das Gefühl, daß erst mit diesen Feiern wieder eine gewisse Stabilisierung eingetreten und jetzt die Inflation auch geistig überwunden sei. —

Andererseits aber zeigte sich, nachdem der Schwung dieser Feiern verklungen war, der Zwiespalt der Parteiungen erst recht. Die Arbeit in der Verwaltung der Stadt wurde dadurch immer unbefriedigender.

In den Organen des Kreises hatte man sich etwas länger gegen diesen Ungeist wehren können. Die Arbeit im Kreis war daher zunächst noch aussichtsvoller und erfolgreicher als die in der Stadtverwaltung.

Die badischen Kreise, entstanden bei der Verwaltungseinteilung des Landes von 1849, waren eigenartige Gebilde. Sie umfaßten drei bis vier staatliche Verwaltungsbezirke und hatten nicht Staatsbeamte zu Vorsitzenden, sondern gewählte Männer aus dem Bezirk. Man wollte damit den Unterschied der Selbstverwaltung zu den staatlichen, also den polizeilichen und politischen Funktionen betonen und die Verbundenheit der Verwaltung mit den Kreiseingesessenen unterstreichen. Nun wird in Baden die überall sonst in Deutschland übliche Kreisverfassung durchgeführt, welche die staatlichen, polizeilichen Funktionen mit denen der Kreis selbstverwaltung verbindet und von dem staatlich angestellten Landrat repräsentiert wird. Die alte badische Kreisverfassung muß dem höheren Prinzip der Einheitlichkeit der deutschen Verwaltung geopfert werden, und so wird in kurzem die alte Einrichtung geändert. Solange der Kreis Lörrach noch ein Organ reiner Selbstverwaltung war, umfaßte er die Unter Lörrach, Schopfheim, Schönau und Müllheim und damit eine der schönsten Landschaften unseres deutschen Vaterlandes.

Ein umfangreiches Straßennetz unterstand seiner Fürsorge. Die Belchenstraße, die herrliche Straße von Baden-

weiler über die Sirnitz, Neuenweg und Böllen nach Schönau, die Feldbergstraße von Todtnau hinauf, die von Schönau über den Fuchswald nach St. Blasien u. a. verdanken der Kreisverwaltung ihren Ausbau. Auch in der Rheinebene sind viele Straßen von ihr durchgeführt worden, zuletzt die von Tannenkirch an den Rhein, von der man die schönsten Ausblicke in die Rheinebene und auf die Vogesen genießt.

Besonders segensreich war die Arbeit des Kreises auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge. Für alte und gebrechliche Bedürftige bestand schon seit langem die schön gelegene Pflegeanstalt in Wiechs. Ihr Nachteil bestand darin, daß gesunde alte Leute mit Geisteschwachen, z. T. auch Unreinen, zusammenleben mußten. Als nach dem Kriege das Rotbergische Schloß in Rheinweiler feilgeboten wurde, erwarb es der Kreis, um die Möglichkeit zu schaffen, in dem schönen Anwesen Arbeitsinvaliden unterzubringen. Hoch über dem Rhein liegt das breit ausladende Gebäude. Fast jede und jeder der darin untergebrachten Alten hat sein besonderes Zimmer, das mit eigenen Möbeln ausgestattet werden kann. Eine kleine Landwirtschaft ist in ähnlicher Weise wie bei der Anstalt in Wiechs mit dem Betrieb verbunden. Der Ankauf dieses Schlosses bot den weiteren Vorteil, daß das architektonisch und geschichtlich wertvolle Anwesen — in ihm lebte u. a. der napoleonische General Johann Rapp, der auch in Rheinweiler starb — in seinem Bestand erhalten blieb, und so auch kulturellen Aufgaben Rechnung getragen werden konnte.

Die Frage der Erhaltung wertvoller Baudenkmäler wurde nach dem Kriege besonders im Hinblick auf Schloß Bürgeln bei Badenweiler bedeutungsvoll. Diese ehemalige sankt-blasianische Propstei, so recht ein Symbol der Markgrafschaft, geriet in Gefahr, an Ausländer verkauft und der Allgemeinheit entzogen zu werden. Die Bevölkerung war

es gewohnt, das Schloß auf der Höhe zum Ziel vieler Ausflüge zu machen. Man erging sich in dem Terrassengarten mit dem Blick über Wälder und Ackerbreiten, den Rhein, Jura und die Vogesen und ergötzte sich an den geschmackvollen Käumen mit den alten Bildern der Kirchenfürsten von St. Blasien. Dabei trank man ein gutes Gläschen Wein, labte sich mit einfacher Kost, sang Gebels „3' Bürglen uf der Höh' . . .“ und trat zufrieden den Rückmarsch von den Bergen herab an. Das alles sollte aufhören: Wer hinaufkam, sollte künftig vor verschlossenen Türen stehen, und was aus der reizvollen, anheimelnden Architektur des Schlosses werden würde, wußte niemand.

Da fand sich eine Anzahl Männer, die entschlossen waren, dieses Kleinod der Markgrafschaft zu erhalten. Von Kandern ging der Ruf aus, Lörrach folgte begeistert, und in kurzem hatte man durch öffentliche Sammlung einen erheblichen Teil des erforderlichen Kaufpreises für das Schloß beisammen. Wenn man bedenkt, daß dies geschah in der Zeit des tiefsten Jammers und Verfalls, in Tagen, wo nichts anderes als die Sorge um das tägliche Brot, um Lohn oder Gewinn die Gemüter zu bewegen schien, so ist dieses Ergebnis allein schon ein Zeichen der unverwüßlichen Kraft, der Heimatliebe und Opferbereitschaft des deutschen Alemannenlandes um das Rheinknie. Die noch fehlende Geldsumme stellte der Kreis zur Verfügung, und so konnte das Schloß durch den „Bürgeln-Bund“, in engem Einvernehmen mit der zuständigen Gemeinde Niedereggenen, erworben werden.

Die Schwierigkeiten zeigten sich allerdings erst nach der Inbesitznahme. Es waren Ausbesserungen und Bauarbeiten in erheblichem Umfang nötig, um das Schloß zu erhalten. Zudem war zunächst unklar, welchem Verwendungszweck man es zuführen sollte. Fest stand aber, daß die Rechte der Allgemein-

heit auf das Anwesen, besonders also der Besuch, Genuß der Aussicht usw. nicht verkürzt werden durften. Daher entschloß man sich, das Anwesen zu verpachten. So wurde es dem Markgräflerland gesichert. Darüber hinaus wurde ein deutsches Baudenkmal erhalten, das in seiner Schlichtheit und einzigartigen Lage immer wieder Bewunderung erweckt. Durch den Pächter, Herrn Sichler, wurde es in kunstsmäßigster Weise ausgebaut. Schloß Bürgeln ist ein Juwel in der Krone von Städten, Dörfern, Burgen und Kirchen, die vom Main bis zum Bodensee das badische Land schmückt.

Der Kreis hatte in seiner alten Zusammensetzung manche Möglichkeiten, über die staatlichen Aufgaben hinaus solche allgemeiner Art zu übernehmen, wie das Eintreten für den Ankauf von Schloß Bürgeln erweist. Er gab auch jungen Künstlern und bedürftigen Studenten Stipendien, unterstützte die Gemeinden in ihren Aufgaben und sorgte für Landwirtschaft und Gewerbe des Kreisgebietes. Die Fohlenweide auf dem Erlenboden bei Liel und die auf der Höhe des Schwarzwaldes bei Gysiboden waren auch während des Krieges wertvoll als Ausruchplatz für tapfere Kriegspferde. Im Frieden wurden durch sie die Bestrebungen zur Aufzucht der für jene Gegend passenden Pferdeart unterstützt. Man brauchte Pferde, die nicht zu hitzig, aber auch nicht zu schwer waren, und hatte dabei gute Erfolge.

Besonders nahm sich der Kreis der Aufzucht des Viehs an. Die kleinen, billigen Kühe, die schlecht im Zug, mager in Milch und Fleisch, durch die Viehjuden den Bauern um teureres Geld verhandelt wurden, ersetzte man durch eine gute Aufzucht von Simmentaler Vieh. Die Farren kaufte eine Kommission des Kreises jährlich in Simmental oder in Kadolfzell ein und versteigerte sie an die Gemeinden, wodurch eine systematische Zucht gesichert wurde. Das originelle Vieh

im Kleinen Wiesental und bei Schönau, ein besonderer einheimischer Schlag, der für jene gebirgigen und steilen Felder gut brauchbar ist, wurde ebenfalls sorgfältig züchterisch behandelt. Es war eine Freude, das kleine Wäldervieh, ausgewachsen nicht viel größer als ein Kälblein, bei Gelegenheit im Zug auf den steinigen Bergpfaden sich gewandt bewegen zu sehen.

Für den Kleinen Mann wurde die Ziegenzucht, die Bienenzucht, Kaninchenzucht usw. durch Beihilfen unterstützt. Kurz, auf allen Gebieten der Wirtschaft half man, so gut es ging. Daß das Schulwesen dabei ebenfalls bedacht wurde, versteht sich von selbst.